

50 Jahre Kirchengemeinde St. Johannes in Hildesheim

Ein Beitrag zur Geschichte des kirchlichen Lebens in der Nordstadt

Von Thomas Scharf-Wrede

Um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert war Hildesheim eine noch verhältnismäßig kleine, aber infolge seiner modernen, leistungsstarken Firmen und Handwerksbetriebe stark prosperierende Stadt: 1880 zählte man 26.000, 1900 schon 43.000 und 1910 sogar schon über 50.000 Einwohner; wobei die konfessionellen Verhältnisse in etwa konstant blieben, immer waren knapp 2/3 der Hildesheimer evangelisch und etwa 1/3 katholisch.¹ Daß im Zusammenhang mit dieser Entwicklung ein Ausbau des jahrhundertealten Gemeindegemeinschafts von Dom, St. Godehard, St. Magdalenen und Hl. Kreuz notwendig wurde, versteht sich von selbst: bereits 1889 forderte der Kirchenvorstand von St. Magdalenen den Neubau einer Kirche zwischen Bahnhof und Kaiserstraße, für die ein eigens gegründetes Kirchbau-Komitee auch schon eifrig zu sammeln begann; 1890 ergaben eine Kollekte am Fronleichnamfest 400 Mark und eine Haussammlung im November sogar überaus beachtliche 7.000 Mark. Überlegungen hinsichtlich einer neuen Kirche gab es auch in Hl. Kreuz, so daß Bischof und Generalvikar von einer schnellen Entscheidung zugunsten des Projekts der St. Magdalenen-Gemeinde absahen; zumal auch damals die finanziellen Mittel des Bistums schon äußerst begrenzt waren. Über insgesamt 13 Jahre wurde nachgedacht und mit Land, Kommune und Klosterkammer diskutiert, ehe Bischof Sommerwerck, Generalvikar Hugo, Domkapitular Dr. Bertram und die Kirchenvorstände von St. Magdalenen und Hl.

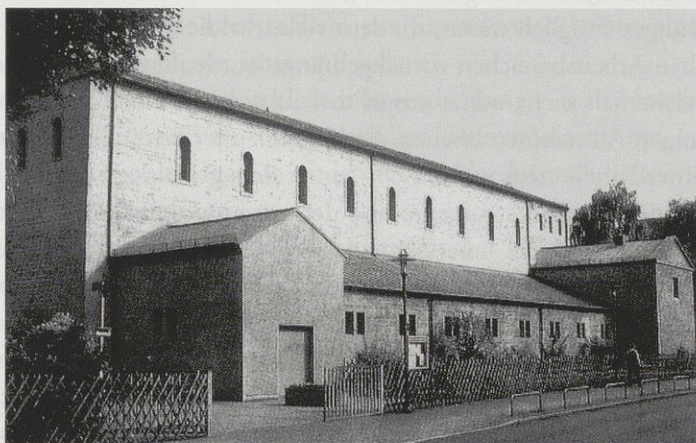
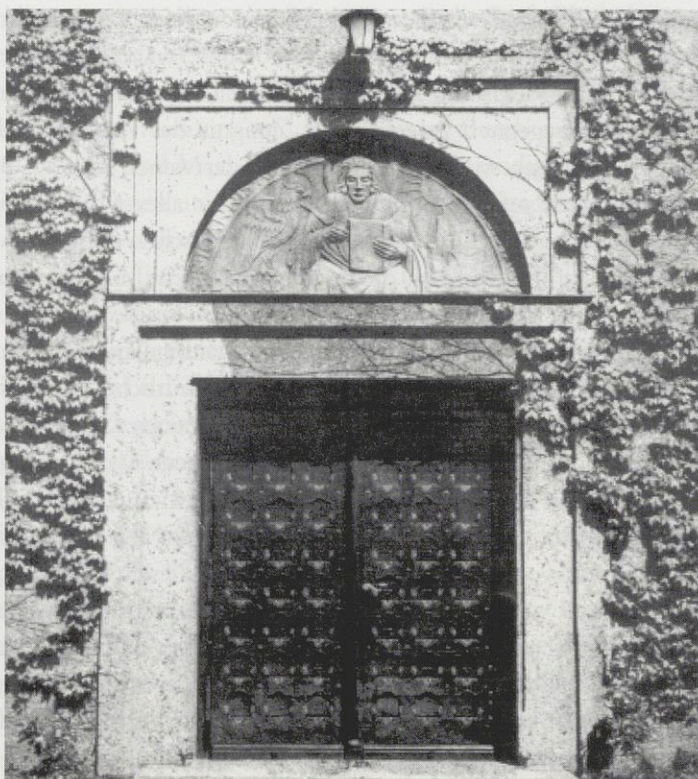
¹ Unveränderte Wiedergabe des Vortrags in der Kirchengemeinde Hildesheim St. Johannes anlässlich deren 50-jährigen Kirchweihjubiläums am 15. Juni 2000.

Die Ausführungen basieren im wesentlichen auf den Akten des Bistumsarchivs und des Pfarrarchivs, auf Einzelnachweise wird hier verzichtet.

Kreuz im Dezember 1904 ihre Entscheidung trafen: Statt einer großen und repräsentativen Kirche für ca. 200.000 Mark sollten zwei kleinere für jeweils rund 100.000 Mark erbaut werden, eine im Norden und eine im Osten von Hildesheim; im Blick auf die, wie Bischof Sommerwerck immer wieder betonte, „praktische Bestreitung der Bedürfnisse der Einwohnerschaft“. Mit den Bauarbeiten wurde unverzüglich begonnen, und da es keine größeren Komplikationen gab, waren beide Kirchen nach nur jeweils zweijähriger Bauzeit fertig. Am 26. Mai 1907 weihte Bischof Dr. Adolf Bertram – seit zwei Jahren Nachfolger des verstorbenen Daniel Wilhelm Sommerwerck – die St. Elisabethkirche und am 3. November 1907 die St. Bernwardkirche. In beiden Gemeinden entwickelte sich vergleichsweise schnell ein von der jeweiligen Muttergemeinde unabhängiges kirchliches Leben, wesentlich geprägt durch Vereine wie den „Pfarrverein St. Elisabeth“, den „Katholischen Männerverein St. Bernward“, das „Männerapostolat“, den „Mütterverein“ und natürlich den „Volksverein“.

Ebenfalls ausbaubedürftig war gegen Ende des 19. Jahrhunderts das kirchliche Sozial- und Schulwesen. Dabei gab es gerade in der Stadt Hildesheim um die katholischen Volksschulen bisweilen heftige Auseinandersetzungen, ehe die Kommune diese im Februar 1904 auf ihren Etat übernahm – unter ausdrücklicher Beibehaltung deren konfessionellen Charakters. Erstes positives Ergebnis dieser Umstrukturierung, durch die die katholischen Christen endlich ihren evangelischen Brüdern und Schwestern gleichgestellt wurden, war der Bau einer geräumigen neuen Volksschule an der Moltkestraße, die im Oktober 1905 in Betrieb genommen werden konnte; daß auch das Josephinum und die Marienschule in dieser Zeit erhebliche Veränderungen erfuhren, sei zumindest erwähnt.

Von ebenfalls beträchtlicher Bedeutung für die Menschen in der Stadt Hildesheim war die vielfältige sozial-caritative Arbeit der katholischen Kirche durch die Vinzentinerinnen und verschiedene Vereine. Ungemein beeindruckend vor allem die Leistungsbilanz der im gesamten Bistum Hildesheim aktiven Schwestern: in Hildesheim selbst wurde u.a. das bereits 1852 gegründete St. Bernward-Krankenhaus – die „Keimzelle“ der Vinzentinerinnen – 1884/85 durch den Bau des Bernward-Flügels und die Trennung der chirurgischen und inneren Abteilungen erheblich erweitert, wie auch das im Brühl gelegene Kinderheim Klein Bethlehem deutliche Veränderungen erfuhr: zum einen in Bezug auf seine Baulichkeiten und zum anderen durch die Auslagerung der Jungenabteilung nach Himmelsthür in den Bernwardshof 1904/05.



St. Johannes, Hildesheim

Und erfreulicherweise wurden auch viele Christen selbst aktiv, vor allem in den Vinzenz- und Elisabethvereinen. Dabei leisteten die Männer in ihren Vinzenzvereinen vorrangig die mehr theoretische Arbeit, während die Frauen in den Elisabethvereinen selbst zupackten; eine Arbeitsverteilung, die uns in der Kirche ja häufiger begegnet. Augenfälliges Zeugnis des vielfältigen Engagements gerade der Frauen waren um die Jahrhundertwende die sog. Brocken-sammlungen: Basare, auf denen in der Adventszeit alles Mögliche verkauft wurde – und die übrigens zeitweise mit den evangelischen Schwesternvereinen gemeinsam durchgeführt wurden; die erste ökumenische Zusammenarbeit in der Stadt Hildesheim überhaupt.

Wie sehr Bischof, Generalvikar, Pfarrer und Gläubige an einem möglichst engmaschigen Kirchensystem interessiert waren, verdeutlicht – nach St. Bernhard und St. Elisabeth – auch das Entstehen einer neuen Gemeinde auf der Marienburger Höhe. Als hier um 1910 zahlreiche neue Wohnungen gebaut wurden, beschloß die Pfarrkonferenz im Januar 1912 zunächst die Einrichtung periodischer Gottesdienste in einem Kindergarten, ehe nur drei Jahre später Kaplan Herges dezidiert zum Seelsorger für diesen Teil der St. Godehardi-Pfarrei bestellt wurde. Mitte der 1920er Jahre lebten bereits über 1.000 Katholiken auf der Marienburger Höhe, für die die „Notkirche“ bei weitem zu klein war – weswegen das alte Gartenrestaurant Tivoli zur St. Josephs-Kirche umgebaut wurde, der man dann noch ein Lehrlingswohnheim anschloß: was immer machbar war, geschah.

Daß während der unseligen Zeit des Nationalsozialismus keine wirklichen Veränderungen möglich waren, sondern vielmehr die Kirche aus den meisten öffentlichen Arbeitsbereichen zurückgedrängt wurde, liegt auf der Hand und braucht sicherlich nicht weiter ausgeführt zu werden. Nur so viel: mit ganz, ganz wenigen Ausnahmen blieben die Hildesheimer Katholiken in Stadt wie Bistum ihrer Kirche treu, wobei sich – unter dem gewaltigen Druck des Staates bzw. seiner Terror-Instrumente und der zwangsweisen Auflösung der meisten kirchlichen Vereine – die Gemeinden zum eigentlichen Ort kirchlichen Lebens entwickelten; was im Resultat übrigens dem insbesondere von Papst Pius XI. propagierten Grundgedanken der „Katholischen Aktion“ entsprach, wonach das Laienapostolat als „verlängerter Arm der Hierarchie“ unter geistlicher Leitung stehen und die Vereine kein „Eigenleben“ entfalten sollten.

Am Ende des unseligen Zweiten Weltkriegs lag Deutschland buchstäblich in Trümmern: über 12 Millionen Menschen vertrieben und auf der Flucht, unzählige Städte und Dörfer in Schutt und Asche, ein Großteil der Verkehrs-

wege, Fabriken und Industrieanlagen vernichtet, das gesellschaftlich-kulturelle Leben kaum noch existent. Auch bzw. gerade die Stadt Hildesheim war kaum wiederzuerkennen, nur fünf deutsche Städte erfuhr größere Zerstörungen: Von den Kirchen war im eigentlich Stadtbereich nur St. Elisabeth erhalten geblieben, während der Dom und St. Bernward durch die großen Bombenangriffe im Februar und März des Jahres 1945 vollständig zerstört und St. Godehard, St. Magdalenen und Hl. Kreuz stark beschädigt worden waren.

Als Institution hat die Kirche die Zeit des Nationalsozialismus – allen Repressionen und Einschränkungen zum Trotz – jedoch in ihren wesentlichen Strukturen und zentralen Vollzügen weitgehend intakt überstanden, gleichwie natürlich auch sie in vielem völlig neu anfangen mußte. Ein gutes Beispiel ist hierfür das weite Feld der Jugendarbeit, die – wie es im Kirchlichen Anzeiger des Bistums Hildesheim vom 28. Januar 1946 hieß – „in zeitgemäßer Überarbeitung nach den Beschlüssen der Bischöflichen Richtlinien von 1936“ erfolgen sollte:

„Die allgemeine kirchliche Jugendseelsorge bleibt eine vordringliche Seelsorgsaufgabe des Pfarrklerus in allen Gemeinden. Sie richtet sich grundsätzlich an die gesamte Jugend der Pfarrei. ... Wir wünschen nicht ein Nebeneinander oder gar Gegeneinander verschiedener Verbände und Bünde. Es genügt auch nicht ein kartellmäßiger Zusammenschluß von in sich völlig selbständigen Verbänden und Bünden. Vielmehr erscheint es geboten, die 'Katholische Jugend' als eine organische Einheit und Körperschaft zu bilden, die dabei aber nach der Besonderheit der Aufgaben und aus der Freiheit des Gemeinschaftswillens der Jugend verschiedene eigenständige Gliederungen umfassen kann und soll. ...

Unter der allgemeinen kirchlichen Jugendseelsorge ist zu verstehen: Glaubensstunde, Jugendmesse, Jugendpredigt, Jugendandacht usw. ... Der Klerus muß wissen, daß gerade in den Fragen der Jugendarbeit eine ständige Schulung notwendig ist.“

Damit wurde zum einen an die Strukturen aus den 1930er Jahren angeknüpft, zum anderen aber durch den Verzicht auf die sog. „Reichsspitze“ den Bistümern, Dekanaten und Pfarreien ganz bewußt mehr Raum zum Aufbau eigener Organisationsformen gegeben; denken Sie nur an den im Bistum Hildesheim so maßgeblich durch Pfarrer Joseph Winter geprägten BDKJ.

Deutliches Zeichen für einen Neuanfang im Bistum Hildesheim war nicht zuletzt die Diözesansynode von 1948, auf der Professor Dr. Konrad Algermissen, Leiter des Seelsorgeamts, die aktuelle Situation folgendermaßen umriß:

„Die einst im wesentlichen nach Regionen getrennten Konfessionen sind durcheinandergeschoben. ... Der Schutz, den die katholische Einheit mit ihrer uralten Tradition und ihren örtlichen Bindungen hier gab, ist zerstört. Aber was, im Großen gesehen, weit schlimmer ist: die Heimatvertriebenen, die aus alter katholischer Gebundenheit kamen, sind weithin in Gebiete geworfen, in denen die katholische Tradition seit der Reformationszeit zugrunde gegangen ist, in denen Priester und Gotteshäuser fehlen, in denen die oft weithin verstreut Wohnenden erst zu neuen kirchlichen Gemeinden zusammengeschlossen werden mußten und müssen.

Zu diesen Schwierigkeiten der äußeren und inneren kirchlichen Lage kommen die seelischen Nöte des heutigen Menschen. ... Die Menschen sind heute auf engstem Raum zusammengepfercht, weithin heimatlos, werden wirtschaftlich niedergehalten, sind vielfach in Zwangsberufen untergebracht, leben großenteils ohne ausreichende seelsorgliche Betreuung und sittliche Durchbildung, leben überall in einer Atmosphäre, die ganz vom Geist des diesseitigen Denkens und des materiellen Strebens durchtränkt ist. Es nimmt daher kein Wunder, daß unter diesen Umständen und in dieser Atmosphäre viele, sehr viele religiös wie sittlich zerbrechen. ...

Für uns Seelsorger ist es wichtig zu erkennen, daß bei der großen Masse die Schuld der Religionslosigkeit weniger beim einzelnen als in der gesamten heutigen Situation liegt, darin, daß der Mensch, wie er weithin ist, ein gewisses Übermaß an Schicksalsschlägen nicht zu ertragen vermochte, ohne schließlich selbst rein schicksalhaft zu empfinden, und weiter darin, daß das gesamte öffentliche Leben immer mehr verweltlicht ist und deshalb die Gottesferne nicht mehr als Heimatlosigkeit empfunden wird.“

Aus einer „bislang mehr konservativen und bewahrenden Haltung“ sollte die Kirche mehr zu einem „vorwärtsdrängenden Aktivismus“ kommen:

„Es ist uns Katholiken außerordentlich viel dadurch verloren gegangen, daß wir meist in der Defensive standen und die Wahrung des Bestehenden als fast ausschließliche Aufgabe betrachteten. Wo ist unsere Aktivität auf dem Gebiet des Films, des Radios, des Kinos, der Tagespresse, der Beherrschung oder doch wenigstens der maßgebenden Beeinflussung der öffentlichen Atmosphäre? Wo wir, wie beispielsweise in Fragen des örtlichen Schulwesens, irgendwie aktiv geworden sind, haben wir vielfachen Erfolg gehabt und dem Gegner Achtung abgenötigt.“

Teil des diesen ungemein modernen Aussagen folgenden faktischen „Aufbruchs“ war u.a. die Gründung einer neuen Gemeinde in der Hildesheimer

Nordstadt samt Kirchbau; womit ich bei der konkreten Geschichte von St. Johannes angekommen wäre. Leider ist die diesbezügliche Quellenlage recht dünn, enthält das Pfarrarchiv doch kaum Unterlagen aus den frühen Jahren der St. Johannesgemeinde – eine Lücke, die auch das Bistumsarchiv mit seiner tw. Parallelüberlieferung nicht schließen kann; letztlich sind eben doch viele Dinge „vor Ort“ gelaufen.

Erste Überlegungen hinsichtlich einer neuen Kirche im Norden Hildesheims gab es schon Anfang der 1930er Jahre, wie ein Schreiben Pfarrer Bunnensbergs von St. Bernward vom 10. Januar 1938 an Bischof Dr. Machens zeigt:

„Ew. Exzellenz erlaube ich mir, beziehend auf die Konferenz heute morgen im Bischöflichen Generalvikariat, die seinerzeit aufgrund von Besprechungen mit dem Hochseligen Bischof Dr. Bares und Generalvikar Dr. Seelmeyer zur Behebung der Kirchennot im nördlichen Teile der Bernwardgemeinde vom Architekten und Bauunternehmer Heinrich Sommer auf meine Veranlassung angefertigte Bauzeichnung hierdurch einsenden zu lassen.“

Dieser Entwurf wurde auf Bitte von Bischof Dr. Machens durch den renommierten hannoverschen Architekten Wilhelm Fricke überprüft und schließlich verworfen: infolge bereits begonnener Baumaßnahmen an der Martin-Luther-Straße sei die ins Auge gefaßte Verbindung von Kirche und Sozialstation der Vinzentinerinnen nicht realisierbar. Aus diesem Grund wie auch im Blick auf die unwahrscheinliche staatliche Baugenehmigung votierte Fricke für eine Zwischenlösung in Form eines Gemeindesaals, was wiederum Bischof und Generalvikar ablehnten: Bei je nach Abgrenzung des potentiellen Gemeindebezirks 3.837 oder 2.314 Katholiken sicherlich verständlich, zumal die voraussichtlichen Baukosten in Höhe von 100.000 RM auch aufbringbar schienen. Doch sehr rasch zerschlugen sich diese Überlegungen, zum einen durch die faktische Gestaltung des Nordstadt-Ausbaues sowie zum anderen natürlich durch den ja nur ein Jahr späterer begonnenen Krieg.

„Aufgeschoben ist nicht aufgehoben“, lautet ein Sprichwort. Und in der Tat: Im Mai 1946 griff Bischof Dr. Machens die Frage eines Kirchbaues in Hildesheim-Nord wieder auf und schon ein knappes Jahr später, im April 1947, lagen konkrete Baupläne für eine Kirche und ein ihr angeschlossenes Waisenhaus auf dem Tisch; im Grundentwurf von Heinrich Sommer, modifiziert durch Wilhelm Fricke. Sie fanden ein durchweg positives Echo, wie u.a. Pfarrer Haller aus Drispensstedt feststellte:

„Ich haben Ihren Plan tagelang hin und her bedacht und versucht, wenigstens etwas zu kritisieren oder Besseres vorzuschlagen. Es ist mir nicht gelungen.“

Ähnlich hieß von anderer Seite:

„Die Inanspruchnahme des Grundstücks für Kirche, Waisenhaus und Kindergarten ist in einen harmonischen Zusammenhang gebracht, ohne daß dabei die einzelnen Zweckbestimmungen sich stören.“

Anfang Juni 1948 legte Architekt Fricke seine erste Kostenschätzung vor, die der stellvertretende Generalvikar Hugo Feltmann dem offiziellen „Antrag auf Baufreigabe“ vom 7. Juni 1948 beilegte:

„Die katholische St. Bernwardspfarrei, die den Nordteil der Stadt umfaßt und 5.400 Mitglieder zählt – wovon durchschnittlich 1.860 jeden Sonntag den Gottesdienst besuchen – ist seit drei Jahren ohne irgendeinen hinreichenden Raum, um ihren Aufgaben auch nur annähernd gerecht zu werden.

Die Pfarrkirche, in der jetzt Carl-Peters-Straße genannten Straße (früher Peiner Straße) gelegen, ist beim Luftangriff auf Hildesheim zerstört worden. Es ist nicht möglich, sie wiederaufzubauen, da sie unmittelbar am jetzigen Eisenbahn-Industrie-Gelände gelegen ist, weit außerhalb des Gebietes der jetzigen Pfarrei. Die Mauerschäden der Kirche sind so bedeutend, daß ihre Wiederaufrichtung einem praktischen Neubau gleichkäme.

Da wir in der Martin-Luther-Straße ein größeres Gelände besitzen, halten wir es für zweckmäßiger, aus dem gesamten Steinmaterial der alten Bernwardkirche, die wir im Abbruchverfahren dann gänzlich niederlegen wollen, auf diesem genannten Baugrundstück an der Martin-Luther-Straße eine neue Kirche zu errichten, die den notwendigsten Seelsorgsaufgaben gerecht werden könnte. Der Raum, der jetzt in der Steuerwalder Straße als Notkirche zur Verfügung steht, ist ca. 60 qm groß! Es ist ein ehemaliger Fabrikraum, der im 2. Geschoß gelegen, nicht im entferntesten den großen Anforderungen genügt.

Unser Bauvorhaben ist als Materialverwertung und als Freimachen für Industriegelände und zugleich als Abstellung einer außerordentlich großen Not einzusetzen.“

Zur Finanzierung dieses großen und – Stichwort: Währungsreform – sicher auch mutigen Projekts beschloß der Gesamtverband der Hildesheimer Kirchengemeinden im November desselben Jahres die Aufnahme eines ersten Darlehens über 100.000 DM, das der hannoversche Caritasdirektor Dr. And-

reas Marxen bei der Niedersächsischen Landesbank zu den gewünscht günstigen Konditionen aushandeln konnte; das offizielle Placet des Gesamtverbands erfolgte im Februar 1949.

Die städtische Baufreigabe erfolgte Ende November 1948, unter der ausdrücklichen Auflage, den Baustoffverbrauch so gering wie nur irgend möglich zu halten:

„Baueisen und Stahl kann nicht zugeteilt werden, da nur geringe Kontingente für den Wohnungsbau und lebenswichtige Industrie zur Verfügung stehen.“

Damit konnte es endlich richtig losgehen: Angebote verschiedener Firmen wurden eingeholt, Detailpläne entworfen und vieles mehr. Bereits frühzeitig legte Bischof Dr. Machens das Patrozinium der neuen Kirche fest:

„Die Gestalt des Apostels Johannes hat als Apostel, Christi Lieblingsjünger, Evangelist, tiefsinniger Theologe, Prediger der Eucharistie und der Liebe, des Primates und des Sieges der Kirche, Zeuge der Passion und Kind Mariens viel Anziehendes und bietet überdies viel Predigtstoff aus der Schrift. Am Fest Mariä Schmerzen steht im Evangelium das an Johannes gerichtete Wort: Ecce, mater tuum. Die Kirche St. Johann erscheint dabei zugleich als Tochterkirche des Marien-Domes. „St. Johann“ und „Johanniskirche“ hat einen guten Klang.“

Über die Grundsteinlegung durch Generalvikar Dr. Offenstein am 17. Juli 1949 berichten uns ausführlich die Grundstein-Urkunde und das ihre zugehörige Protokoll; beide Texte sind im Bistumsarchiv vorhanden. Größere Probleme bei der Bau-Ausführung hat es – zumindest den Akten zufolge – nicht gegeben, so daß schon nach knapp einjähriger Bauzeit am 11. Juni 1950 in Anwesenheit von 123 Ehrengästen und zahlreichen Katholiken aus St. Bernward und den übrigen Hildesheimer Gemeinden die feierliche Weihe von St. Johannes durch Diözesanbischof Dr. Machens erfolgen konnte. In der Kirchenzeitung hieß es dazu:

„Im neuen Gebiet der nördlichen Bischofsstadt hat sich in überaus kurzer Zeit ein überaus stattlicher Kirchenbau entwickelt: Unweit der Steuerwalder Straße ragt in hellgrauem Stein die Basilika auf, vorläufig noch ohne Turm und damit die beabsichtigte städtebauliche Wirkung, aber doch imponierend und eindrucksvoll. ... Die neue Kirche ist eine fast 50 m lange Basilika mit gerader Decke. Die Wände des Mittelschiffs ruhen auf kurzen, gedrunenen Pfeilern. Zwei geräumige Seitenschiffe fügen rechts und links bedeutenden Platz hinzu. Man betritt die Kirche durch eine niedrig

gehaltene Vorhalle und ist überrascht durch die Größe des Raumes, der sich den Blicken bietet. Der graue Stein ist im Inneren ohne Anstrich geblieben, die Decke aber in roten und goldenen Tönen gehalten. Das gibt, zusammen mit dem Mauerwerk, eine wirkungsvolle Färbung. Im Äußeren ist ein fester Betonstein verwendet, der den stattlichen Bau hell kontrastiert zum Blau des Sommerhimmels, der ihn am Einweihungstag umgibt.“

Gestatten Sie mir an dieser Stelle bitte einen kurzen historischen Exkurs in die „Umgebung“, in die hinein die neue Kirche und Gemeinde gestellt wurden: nämlich zur Burg Steuerwald und zum Johannishof; auf die Beziehungen zu Ihrer in vielerlei Hinsicht so nahen evangelischen Schwestergemeinde gehe ich später noch ein.

Das Haus bzw. die Burg Steuerwald wurde von Bischof Heinrich II. (1310–1318) „eine halbe Stunde nördlich von Hildesheim“ errichtet: weil ihn die Stadt zwar als geistlichen Oberherrn anerkannte, seine territorialen bzw. stadtherrlichen Rechte aber in Frage stellte und in dieser Beziehung mehr Eigenständigkeit verlangte. Bis Mitte des 14. Jahrhunderts wurde die Burg – ab 1343 auch Sitz des gleichnamigen Amtes – kontinuierlich ausgebaut, wobei sie zunehmend zum eigentlichen Bischofssitz wurde: Viele Bischöfe verbrachten nicht am Dom, sondern hier den größten Teil ihrer Amtszeit. Insofern gab es natürlich – archäologisch sicher nachgewiesen ab 1507 – auch eine Kapelle, in der Gottesdienst gefeiert wurde; geweiht ist sie der hl. Maria Magdalena. Im Zuge der Reformation, in der es mit der Katholizität der Hildesheimer Bischöfe nicht immer zum Besten gestellt war, wurde in ihr zeitweise evangelischer Gottesdienst gefeiert, ehe der Goslarer Rezeß von 1643 und Westfälische Frieden von 1648 einen Schlußstrich unter die für alle Einwohner Hildesheims diffuse Situation zogen: Steuerwald wurde katholische Amtspfarrei, deren Betreuung zunächst Jesuiten vom Bischöflichen Gymnasium und Kolleg Josephinum, ab 1681 dann Weltgeistliche übernahmen. Mit der Säkularisation von 1803 – dem Ende des „Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation“, in dem Bischöfe Fürst-Bischöfe waren und neben ihrer geistlich-pastoralen Funktion auch als Landesherren fungierten – wurden sämtliche Amtspfarreien im Bistum Hildesheim und damit auch Steuerwald aufgehoben. Die ihr zugehörigen 117 Katholiken kamen jetzt zur Pfarrei St. Martinus nach Himmelsthür.

In der Folgezeit geriet die Kapelle in Vergessenheit. Fast resignierend schrieb Professor Dr. Joseph Machens, der spätere Hildesheimer Bischof, im Februar 1930 in der „Hildesheimschen Zeitung“:

„Wie viele wissen wohl in Hildesheim, daß es in Steuerwald eine Kapelle gibt? Sie kennen nur den Turm mit 27 Meter Höhe, das mittelalterliche Wahrzeichen der alten bischöflichen Feste, das ernst und gewichtig, aber nicht altersschwach nach Hildesheim herüberschaut.“

Ein zweiter Exkurs betrifft den Johannishof. Sein nicht nur namentlicher Vorläufer ist das im 13. Jahrhundert von Dompropst Rainald von Dassel, dem späteren Kölner Erzbischof, gegründete Johannisstift an der Dammstraße, das als Hospital allen Armen, Kranken und Fremden offen stand. Im Laufe der Jahrhunderte wurde das sozial-caritative Netz in der Stadt Hildesheim dichter geknüpft, gleichwie gerade dieser Bereich eigentlich immer äußerst schwierig blieb. U.a. kam es Mitte des 18. Jahrhunderts auf Initiative des Domdechanten Jobst Edmund von Weichs zur Gründung eines katholischen Waisenhauses im Hückedahl, in dem 1776 – im wesentlichen finanziert durch das Domkapitel – bereits 42 Kinder lebten. Sein durch ständig steigenden Zuspruch und den berühmten „Zahn der Zeit“ notwendiger Neubau erfolgte 1845/47, jetzt in Verantwortung der städtischen Armenadministration. Ein weiteres Waisenhaus und Kinderheim entstand Anfang der 1830er Jahre in Henneckenrode: das nach seinem Stifter benannte „Blum'sche Waisenhaus“, im Unterschied zur domkapitularen Einrichtung nicht für Waisenkinder aus der Stadt Hildesheim bestimmt, sondern für solche aus dem Stift und dem Untereichsfeld, später auch aus Hannover, Braunschweig usw..

An diese Tradition anknüpfend wurde 1951 in nur einjähriger Bauzeit der Johannishof als Kinderheim errichtet, der bis 1984 rund 70 Kindern Platz bot und seitdem als Wohnheim für junge Menschen mit geistiger Behinderung fortgeführt wird; eine auch nur überblicksmäßige Darstellung der Entwicklung dieser Einrichtung muß ich hier leider aussparen.

Zum ersten Pastor von St. Johannes – Dienstantritt: 1. September 1950 – bestellte Bischof Dr. Machens den bis dahin in Göttingen tätigen Dr. Aloys Spindeler; er blieb drei Jahre, wurde dann Pfarrer in Hannover und später Professor am Priesterseminar. Wie notwendig die neue Kirche war und welche breite Akzeptanz sie fand, verdeutlicht u.a. der Visitationsbericht Dechant Hynolds vom November 1951. Danach zählte die St. Johannesgemeinde 5.200 Mitglieder (bei 11.900 Nichtkatholiken im Gemeindebezirk), wurden im Kalenderjahr 37 Trauungen geschlossen (20 rein katholische), 52 Kinder getauft und 42 Personen beerdigt. Die Osterkommunion hatten 1.500 Frauen und Männer empfangen, und der Kirchenbesuch lag bei durchschnittlich 1.486 Gemeindemitgliedern. Das Kirchengebäude – noch ohne Taufbrunnen und

Orgel – befand sich in einem würdigen Zustand, Gottesdienstzeiten waren werktags um 7.00 Uhr sowie sonntags um 7.00, 8.15 (Kindermesse) und 9.30 Uhr, ergänzt durch eine Andacht um 14.00 oder 20.00 Uhr. Gepredigt wurde – was nicht unbedingt üblich war – in allen Sonntagsmessen. Beichten konnten die Gemeindemitglieder jeden Werktag vor der hl. Messe, Samstagnachmittag und Sonntags vor der Frühmesse. Die amtlichen Bücher bewahrte Pastor Spindeler in seiner bescheidenen Wohnung auf (ein eigentliches Pfarrhaus wurde erst 1954 gebaut); wie er auch eine heute leider verlorene Pfarrchronik führte. Das Vereinswesen war für eine junge Gemeinde relativ breit gefächert: Jungmänner und Jungmädchen, Pfadfinder, Männerverein (120 Mitglieder), Frauen- und Mütterverein (250 Mitglieder), Pfarrcaritas mit Vinzenz- und Elisabethverein (zusammen 185 Mitglieder), Borromäusverein (67 Mitglieder, 1.300 Bücher für 220 Benutzer), Bonifatiusverein (80 Mitglieder), Kindheit-Jesu-Verein (150 Mitglieder) und Franziskus-Xaverius-Missionsverein (30 Mitglieder).

Bezüglich der „inneren Struktur“ der Johannesgemeinde ist festzuhalten, daß diese – wie es an anderer Stelle im Visitationsbericht heißt – vornehmlich aus „Arbeitern, kleineren Handwerkern und unteren Beamten von Bahn, Post und Stadtverwaltung“ gebildet wurde. Anders als in den meisten Nachbargemeinden waren dabei die „Einheimischen“ in der Mehrzahl, Flüchtlinge und Vertriebene gab es nur in relativ geringer Zahl.

Auf Pfarrer Dr. Spindeler folgte 1953 Robert Beck – für fast 27 Jahre und damit mehr als die Hälfte des Bestehens dieser Gemeinde, die er ganz maßgeblich mitgeprägt hat. So manchen wird er noch gut in Erinnerung sein: seine Person, seine Umgangsformen, seine Gabe zum Zuhören wie zum Zupacken.

Robert Beck, 1906 in Schlesien geboren, studierte nach dem Abitur in Waldenburg in Innsbruck und Breslau Theologie und wurde am 1. Februar 1931 durch den Breslauer Erzbischof Adolf Kardinal Bertram zum Priester geweiht. Nach den obligaten Kaplansjahren übernahm er 1938 in Beuthen seine erste Pfarrstelle: eine äußerst schwierige Aufgabe im deutsch-polnischen Grenzgebiet, die sich mit dem Einmarsch der Russen noch weiter verkomplizierte. Wie Zigtausende wurde Pfarrer Beck im Juli 1946 mit einem großen Teil seiner Gemeinde in Güterwagen gepfercht und nach Westen „verschoben“. Über die Aufnahmelager Uelzen und Banteln kam er in den priesterlichen Dienst unseres Bistums: nach Marienhagen bei Alfeld. Sein Seelsorgebezirk umfaßte 13 Dörfer – natürlich ohne Kirche, ohne Gemeindezentrum und



Firmung 1958

auch ohne Pfarrhaus. Per Fahrrad, nach einiger Zeit per Motorrad und schließlich mit einem klapperigen DKW besuchte er die Mitglieder seiner – fast möchte man sagen: „virtuellen“ – Gemeinde. In den im Bistumsarchiv befindlichen Erinnerungen eines dieser Katholiken heißt es u.a.:

„Tagtäglich fuhr Pastor Beck mit seinem Motorrad durch die Lande, um Lebensmittel aufzutreiben, in Beuteln und Säcken zu transportieren und anschließend an Vertriebene zu verteilen, damit diese etwas zum Essen hatten. ... Quer über den Oberschenkel gelegt und festgebunden. Das machte keiner unserer evangelischen Pastoren.“

Im Bistumsarchiv befindet sich ein Foto aus dieser Zeit. Es zeigt Pastor Beck auf seinem Motorrad, bekleidet mit einem Regenmantel, einer Art Sturmhaube und Gummi-Überziehern an den Füßen. Um die Schultern hängt ihm eine große Aktentasche – und auf dem Rücken trägt er noch einen kleinen Tannenbaum... Betitelt ist das Ganze als „Pastor Beck und seine Kirche, die kleinste im Bistum“.

Pastor Beck war ein undogmatisch denkender, zupackender Mensch – einer, mit dem man streiten konnte (weil er einen eigenen Standpunkt hatte) – und einer, dem an einem harmonischen Miteinander der beiden großen Konfessionen viel gelegen war; in einem Zeitungsartikel heißt es: „In St. Johannes waren wir dem Konzil immer fünf Jahre voraus“.

Kirche und Gemeinde nahmen im ersten Jahrzehnt ihres Bestehens eine gute Entwicklung, was anhand einiger Beispiele kurz erläutert sei. So wurde etwa das Kirchengebäude durch die schrittweise Ausstattung mit Kirchenbänken, die Weihe einer Mutter-Gottes-Statue und eines Taufsteines, die Ausgestaltung der Apsis, die Anschaffung einer Orgel und den Einbau einer Heizung im Laufe der Jahre immer weiter komplettiert. Zudem konnte das „Kirchenensemble“ durch den bereits erwähnten Johannishof, das Pfarrhaus, einen Jugendkeller und nicht zuletzt eine katholische Grundschule abgerundet werden. Die Zahl der innergemeindlichen „Highlights“ dieser Jahre ist ungewöhnlich hoch: 1951 die Predigten von Pater Leppich – dem „Maschinengewehr Gottes“ – vor insgesamt 2.000 Zuhörern und die Weihe von vier Diakonen durch Bischof Dr. Machens, 1953 die erste Gemeindemission, 1956 die Krippenfeier mit katholischen wie evangelischen Kirchenliedern (was damals alles andere als üblich war), 1958 ein Firmgottesdienst mit Bischof Heinrich Maria Janssen sowie eine spezielle Kindermesse des neuen Weihbischofs Heinrich Pachowiak und noch vieles mehr, wie etwa das Weihnachtskonzert des Kirchenchors 1959 und insgesamt vier Rundfunkübertragungen von Gottesdiensten.

Insofern war es sicherlich gut, daß St. Johannes seit 1952 auch stets einen Kaplan bzw. zeitweise sogar zwei Kapläne hatte: Georg Mross, Bernward Röttger, Joseph Ruby, Alois Frölich, Joachim Grzeschik: Sie alle scheinen gut mit Pfarrer Beck zusammengearbeitet zu haben, gab er ihnen doch gleichermaßen „freie Hand“ wie „feste Führung“.

Zu den Problemen, mit denen man in St. Johannes um 1960 herum zu kämpfen hatte, zählte u.a. die Sorge um das Kirchengebäude: das Dach war schon nach 10 Jahren so undicht, daß es hereinregnete. Auch trat das Manko des fehlenden Pfarrheims immer deutlicher zu Tage, die bescheidenen Kellerräume unter der Kirche waren in jeder Beziehung ungenügend. Weiterhin positiv dagegen die „inneren Belange“: jeden Sonntag fünf Gottesdienste – jeweils mit Predigt und Austeilung der hl. Kommunion – mit durchschnittlich 1.800 Teilnehmern, jeden Werktag zwei Messen mit 50-80 Gläubigen, über 1.000 Hausbesuche der drei Pfarrgeistlichen usw.; ungewöhnlich hoch übrigens auch die Zahl der Abonnenten der Kirchenzeitung: 540 sollen es gewesen sein. Daß man in St. Johannes finanziell nicht gerade auf Rosen gebettet war, wird sicherlich kaum überraschen: Man lebte „von der Hand in den Mund“, so daß die Kirchenkasse 1959 Einnahmen in der bescheidenen Höhe von 4.024 DM verzeichnete – bei Ausgaben von 4.015 DM; am Jahresende belief sich der Kassenbestand auf exakt 8,53 DM.

Am 1. August 1961 wurde St. Johannes zur Pfarrei erhoben und damit kirchenrechtlich endgültig selbständig. Größere praktische Auswirkungen besaß diese Veränderung allerdings kaum, die Verbindungen zur Muttergemeinde St. Bernward waren vorher gut und blieben es auch in der Folgezeit.

Die 1960er Jahre gelten in der katholischen Kirche allgemein als Jahre des Aufbruchs: das Zweite Vatikanische Konzil, bei uns in Hildesheim noch ergänzt durch die große Diözesansynode von 1968/ 69, war gleichermaßen Anlaß wie Begründung zu tiefgreifenden Veränderungen – denken Sie nur an die fundamentale Umgestaltung der Gottesdienste mit der Umorientierung des Altars hin zur Gemeinde und an den weitgehenden Verzicht auf das kaum jemandem verständliche Latein als Gebets-Grundsprache.

Zu diesem Aufbruch gehörte in der St. Johannesgemeinde auch das bewußte Zugehen auf Sinti und Roma auf den sog. Zigeunerplätzen im Bereich Lademühle und Münchwiese. So schrieb etwa Pfarrer Beck im November 1965 an das Bischöfliche Generalvikariat:

„Es ist notwendig, für die Zigeunerkinder eine einfach gestaltete Meßfeier zu ermöglichen, in der sie dieser mit größerem Verständnis folgen können.

... Die Erwachsenen kommen nicht in den Pfarrgottesdienst. In einem Kapellenwagen auf ihrem eigenen Platz würden sie vielleicht eher bereit sein, an einem Gottesdienst teilzunehmen. Man muß ihnen wenigstens die Möglichkeit dazu geben. Wenn dann später die Zigeuner mehr und mehr an die gottesdienstliche Feier gewöhnt sind, können sie leichter in den Pfarrgottesdienst integriert werden.“

Auch wenn letzteres nicht unbedingt gelang, die 1973 immerhin durchschnittlich 70 Besucher der Gottesdienste in der kleinen, 1968 von Bischof Heinrich Maria Janssen geweihten, Kapelle auf dem sog. Zigeunerplatz sind deutlicher Beleg für den Erfolg dieser pastoralen Bemühungen.

Zum „Aufbruch“ der späten 60er Jahre gehörte natürlich auch die Wahl des ersten Pfarrgemeinderats: am 10. Dezember 1967 – können Sie sich die St. Johannesgemeinde heute noch ohne PGR vorstellen? Oder ohne den Kreis junger Familien, der sich damals ebenfalls konstituierte? Oder ohne die Ökumene mit der benachbarten Martin-Luther-Gemeinde, die – zumindest organisatorisch-institutionell – in der ersten gemeinsamen Andacht am 24. Mai 1966 ihren Anfang nahm, übrigens der erste „Kontakt“ dieser Art in der Stadt Hildesheim überhaupt?

Gewissermaßen äußeres Zeichen des Aufbruchs waren sicherlich der Umbau des Altarraums von St. Johannes 1967, für den mit Professor Paul König einer der renommiertesten Kirchenbau-Architekten unseres Bistums verantwortlich zeichnete, der Bau des Pfarrheims in den Jahren 1969/ 70 und der Bau des Kindergartens 1974/ 75. Anders als bei den bisherigen Baumaßnahmen sprachen Kirchenvorstand und Pfarrgemeinderat hierbei ein gehöriges Wort mit – mit der „Monarchie“ des Pfarrers war es zu Ende. Und was in den 1950er oder 1960er Jahren ebenfalls undenkbar gewesen wäre: die eigentliche Arbeit des Kindergartens wurde durch den sog. Kindergartenausschuß in die Gemeinde mit eingebunden, zum Nutzen der Einrichtung und Wohl der Kinder.

Aufschluß über das innere Leben der St. Johannes-Gemeinde in den 1970er Jahren geben die im Pfarrarchiv erfreulicherweise vorhandenen Pfarrbriefe. Danach war das 25jährige Jubiläum des Männervereins – der ja nicht unerheblich zum Gelingen des Kirchenbaues beigetragen hatte – ein Höhepunkt des Jahres 1972. Pfarrer Beck schrieb dazu:

„In diesen Tagen des Jubiläums wurde uns allen wieder bewußt, wie schön unser Pfarrheim für solche Veranstaltungen ist. Man spürt, wie der Familiensinn einer Gemeinde dadurch wächst.“

Immer wieder finden sich in den Gemeindebriefen neben kurzen Erläuterungen oder Gedankenanstößen zu den Sonntagslesungen aber auch kritische Bemerkungen zu innerkirchlichen wie gesellschaftlichen Entwicklungen. So lesen wir etwa im Oktober desselben Jahres:

„Jeder Abbau der sittlichen Werte untergräbt die Fundamente der Gesellschaft und könnte für manche Politiker zur Versuchung werden, sozialen Utopien zu verfallen und den Forderungen unrealistischer Programme nachzugeben. Der Sinn für die unantastbare Würde des menschlichen Lebens scheint in unserer Gesellschaft zu schwinden, das zeigt u.a. die Diskussion um den Paragraphen 218.“

Ungemein positiv scheint die neuerliche Übertragung eines Rundfunkgottesdienstes gewesen zu sein:

„Alle Beteiligten haben sich redlich bemüht. In den Zuschriften, die wir bekamen, wird besonders die ansprechende Predigt von Rektor Mross hervorgehoben. Eine Frau aus Hamburg schrieb: 'Ich war freudig überrascht, wie gut die Messe gestaltet war. Der Gesang der Schola und der Gemeinde war gut, man merkte an der Begeisterung das frohe Mittun aller Beteiligten'.“

Ein Jahr später – 1973 – war wieder einmal Firmung in St. Johannes: anders als in den 1960er Jahren und natürlich auch anders als heute:

„Nach den neuen Bestimmungen sollen die Kinder ab 11 Jahren und darüber dieses Sakrament der Glaubensstärkung empfangen. Der Brauch, die Kinder bald nach der Erstkommunion firmen zu lassen, ist aufgegeben worden. Der junge Christ soll selbst eine erneute Glaubensentscheidung treffen.“

Daß in St. Johannes auch das gesellige Miteinander nicht zu kurz kam, versteht sich von selbst. Erinnert sei nur an Pfarrer Beck's Ferienfahrten, u.a. im Juli 1977 in den Solling und nach Duderstadt:

„Bei strahlendem Sonnenschein setzte sich am Dienstag ein vollbesetzter Bus in Richtung Solling in Bewegung. Erfreulicherweise hatten sich etliche Fahrtteilnehmer vorher zur Eucharistiefeier eingefunden und in den Fürbitten um den besonderen Segen für den Tag gebetet. In der bekannten Bockbierstadt Einbeck bewunderten wir die bunten Fachwerkhäuser aus dem Mittelalter, dann ging es weiter durch den Solling über Dassel und Uslar zur Klosterkirche St. Georg in Lippoldsberg.“

Eine – wie Pfarrer Beck zu sagen pflegte – „schöne Tradition“ waren die „Ökumenischen Wortgottesdienste“ an den vier Tagen vor Pfingsten: ein Mitein-

ander evangelischer und katholischer Christen, das in dieser Intensität in den frühen 70er Jahren ungewöhnlich war – und sicherlich nicht nur in der räumlichen Nähe zur Martin-Luther-Kirche gründete, sondern ein echtes Bedürfnis der Mitglieder beider Gemeinden war. im Gemeindebrief vom 26. Mai 1974 schrieb Pfarrer Beck:

„Mit dem heutigen Sonntag beginnt die Ökumenische Gebetswoche. Im Sonntagsevangelium betet der Herr um Einheit unter seinen Jüngern. Kaum eine Zeit hat den Widerspruch zu diesem Anliegen so schmerzlich erlebt wie die unsere, die Spaltung der Christenheit. Aber auch keine Zeit hat so sehr die Notwendigkeit erkannt, diese Spaltung zu überwinden und die Einheit wieder herzustellen. Seit Jahren haben wir mit der Martin-Luther-Gemeinde Schritte aufeinander zu getan. Wir dürfen an dieser Frage nicht vorübergehen. Wann und wie das Werk der Wiedervereinigung erfolgt, kann nicht errechnet werden. Die Einheit kommt nicht von außen durch unser menschliches Bemühen, Organisieren und Diskutieren, sondern von innen, indem wir Christen von der Liebe des Geistes Jesu ergriffen sind und uns darin wieder verstehen.“

Noch vieles ließe sich aus der Geschichte von St. Johannes in den 1970er Jahren erzählen, doch dürfte die Vielschichtigkeit und Lebendigkeit des gemeindlichen Miteinanders deutlich geworden sein. Es blieb erfreulicherweise auch in der Folgezeit erhalten, doch darüber zu berichten, sei einem anderen Vortrag vorbehalten bleiben – vielleicht im Jahr 2015...